

(Nachdruck verboten.)

21] Alltagsleute.

Roman von Wilhelm Meyer-Förster.

„Klara!“

Sie sah sich nicht um und blieb bewegungslos. Da tauchte eine schreckliche Vermuthung in der Geheimrätthin auf. Sie stürzte auf ihre Tochter zu, riß ihr die Hände vom Gesicht und sah ein todtenblaßes, erstarrtes Antlitz.

Auch Hedwig kam herein und sah stannend, was vorging.

Die Geheimrätthin suchte sich zu fassen. Sie zerrte Klara vom Fenster fort in die Stube und stellte sich dicht vor sie hin.

„Er war hier?“

Sie nickte.

„Und da — ?!“

Ein Gedanke ging durch das Hirn des armen Mädchens. Sie sah ihre Mutter an mit einem leeren Blick, der doch unendlich viel sagte und die Geheimrätthin einigermaßen verwirrte.

„Ja aber was — was war denn?“

Hedwig war herangeraten und hatte in Angst die Schwester umgefaßt. Wie eine Versinkende schloß sich Klara an sie, nicht mit heftigen Bewegungen, nur die Hände wie mit Klammern um die der Schwester pressend.

Leise, tonlos sagte sie alles, verschwieg nichts.

Als sie geendet hatte, stand sie allein. Hedwig lehnte am Fenster und schaute nach den Schwalben, die den Frühling gebracht hatten und die zwischen den Häusern hin und her huschten. Die Geheimrätthin saß auf dem Sopha und war während der Erzählung immer schwächer und kleiner geworden, so sehr, daß sie einige Zeit ganz still blieb.

Sie fuhr nicht auf Klara los, wie diese es in Todesangst sich ausgemalt hatte. Erst nach einiger Zeit wandte sie sich an Hedwig, mit der sie überhaupt das nächste Gespräch allein führte.

„Es wäre nun gut, man brächte mich zu Grabe. Man hat mir an meiner Wiege vielleicht von Kummer und Noth und Armuth gesungen, aber nicht von Schande. Ich kann nun nicht mehr. Nein, ich kann nun nicht mehr.“

Hedwig versuchte die Mutter zu trösten, was diese dankbar anerkannte. Sie sprach mit merkwürdiger Fassung über Klara weg von allerlei Dingen, daß der Tischler einmal kommen und die Stühle leimen müsse und so weiter. Den Namen Richard's nahm sie nicht in den Mund. Dann bat sie Hedwig, mit ihr in das andere Zimmer zu kommen, und Klara wurde allein gelassen.

Einige Male hörte sie die Mutter heftig reden, aber es wurde bald wieder still, und die beiden im Nebenzimmer unterhielten sich nur gedämpft.

So saß sie Stunden allein. Sie konnte nicht denken, alles verwirrte sich in ihr.

Es wurde dunkel, sie achtete nicht darauf.

Gegen Abend kam Hedwig mit der Lampe herüber, und die Geheimrätthin folgte ihr.

Diese begann jetzt zu sprechen, aber nicht zu Klara, sondern gleichsam in eine ferne Gde.

Sie, die Geheimrätthin, will nicht davon reden, was sie bisher für Klara gethan und wie sie zu aller Zeit für sie georgt hat. Das war Mutterpflicht und darüber verliert man kein Wort. Sie wird jetzt noch ein letztes thun. Sie wird bei den v. Böck's mit einem Fußfall vorstellig werden, und der General wird einer unglückseligen Frau nicht die letzte Bitte verweigern: Man wird im St. Annen-Stift für Klara eine Stelle auswirken, und wenn das nur ein sehr bescheidenes Stift ist, ohne überflüssigen Luxus, so wird Klara doch bis zu ihrem Lebensende dort aufgehoben sein.

„Geh' nun schlafen, Klara.“

Das Mädchen stand auf, und sie ging — wie sie es seit Altemer gewohnt war — zu ihrer Mutter, um ihr den Gutenachtkuß zu geben. Die Geheimrätthin verweigerte diesen Kuß nicht. Aber sie schaute dabei über Klara weg und kam sich wunderbar erhoben vor, daß sie diesem Kinde, das namenlose Schande über sie gebracht hatte, die altberbrachte, wenn auch noch so formelle Bärtlichkeit nicht wehrte.

Die Kontraste im Leben sind seltsam. Gestern und heute in der Frühe noch eine glückliche Braut, nun am Abend ein gebrochenes Weib, so namenlos elend wie keines mehr. Sie legte sich in ihr schmales Bett und verbarg den Kopf in den Kissen. Nach einiger Zeit hörte sie nebenan Teller klappern und die Theemaschine sieden. Es war noch früh, und nach dem verdorbenen Mittagessen trug die Geheimrätthin Hedwig auf, Kartoffeln zu braten. Beide unterhielten sich noch lange, und die würdige Frau, vielleicht angeregt durch den Thee, begann jetzt maßlos über den Schurken von Kellner herzu ziehen. Klara versuchte den Kopf in den Kissen zu vergraben, um nichts mehr zu hören, aber ein Dämon zwang sie immer wieder von neuem, sich aufzurichten und nach der Thür zu starren, durch deren Schlüsseloch ein Lichtschimmer fiel.

Gegen zehn Uhr wurde draußen geklingelt, und Bruder Klaus kam heim. Er war offenbar in der vergnügtesten Laune und bat sich noch ein Butterbrot aus. Dann wurde er still, und Klara hörte mit weit aufgerissenen Augen, wie die Mutter immer lauter und heftiger ihm die Geschichte erzählte. Er lachte erst leise, plötzlich stieß er ein förmlich gellendes Lachen aus, sprang empor und riß mit einem Ruck die Thür zum Schlafzimmer auf. Der volle Schein der Lampe fiel auf Klara, die in ihrem Bette aufrecht saß und bei dem unerwarteten Zwischenfall leise aufschrie.

„Der also! Und da zerbricht man sich seit acht Tagen den Schädel, wo man den Kerl schon mal gesehen hat. Der Zahlkellner aus dem Café Royal! Bravo! Guter Geschmack, Klara, alle Achtung. Psiu Teufel!“

Und er schmiß die Thür wider zu, daß sie in allen Fugen krachte.

Aber im nächsten Moment wurde sie wieder geöffnet und geschloffen, Hedwig war hereingehuscht. Sie umschlang die Schwester und sagte ihr stammelnd, zitternd Trostworte. Nach einiger Zeit wurde sie freilich in das Wohnzimmer zurückbeordert, und als dann spät in der Nacht nach endlosem Schelten, Reden und Jammern die Geheimrätthin und Hedwig herein kamen, um zu Bette zu gehen, hatte Klara sich nach der Wand gewendet und schien zu schlafen.

Es wurde allmählig still, und die Geister der Nacht begannen ihren Schattentanz.

XVI.

Es giebt Leute mit einem erstaunlichen Maß von Reckheit, die vielleicht zum theil einer großen Naivetät entspringt. Zu diesen gehörte auch Richard, der geschmiegelt und gebügelt wie immer am andern Mittag in der Geheimrätthin Wohnung erschien. Er zweifelte nicht daran, daß seine Braut einen schweren Sturm zu überwinden gehabt habe, aber nach vierundzwanzig Stunden hatte sich die See wahrscheinlich leiblich beruhigt, und er dürfte sich wohl hineinwagen. Erklärlich war diese Auffassung der Sachlage wohl nur durch sein Unvermögen, genau den Abstand der einzelnen Stände zu beurtheilen. Er sah mehr die ärmliche Haushaltung der Geheimrätthin, als deren gesellschaftliche Rangstellung, und gab sich dem Wahne hin, daß die vornehmen Leute in finanziell mißlicher Lage aufhören, den Werth ihrer Person hoch zu taxiren. Zu seinen Augen war die Stelle eines Leiters des „Genna“ eine immens bedeutende, und er vermochte nicht sich klar zu machen, daß diese Stellung mit der einer Geheimrätthinsfamilie wie Kreuzberg und Chimborasso kontrastirt.

Als er klingelte, wurde ihm von Hedwig geöffnet. Die prallte zurück wie vor einem bösen Geist.

„Mama ist leider krank, sie bedauert —“

„Etwas eingeschüchtert fragte er: „Und Klara?“

„Klara ist — ich glaube, Klara ist ausgegangen.“

„Nein, Klara war nicht ausgegangen. Man hörte in der Wohnstube einen kurzen Wortwechsel, etwas umfallen, die Geheimrätthin laut sprechen — dann kam Klara heraus und auf ihren Bräutigam zu.“

„Komm herein, Richard, hier in mein Zimmer.“

Hedwig zog sich verwirrt und erstaunt zurück, und das Brautpaar trat in eine kleine ärmliche Stube, die halb als Kumpellammer benutzt wurde und die Richard bisher noch nicht zu sehen bekommen hatte. Das Aschenbrödel hatte hier vor der großen Stunde der Verlobung zumeist seinen Aufenthalt gehabt. Es standen da ein kleiner Holztisch mit Näharbeiten, zwei Stühle und in der Ecke der große Korb für die Wäsche.

Geheizt war nicht, und ein etwas modriger Geruch mischte sich mit der kalten Luft. Das todtenblasse verweckte Gesicht und das vertragene Hauskleid — nicht mehr das neue blaue Rückenkleidchen von gestern — paßten hier wohl her, ganz gewiß aber nicht der wundervolle englische Anzug des Bräutigams und seine tabellosen Handschuhe.

Natürlich begriff er sofort alles, was geschehen sein mußte, das war nicht schwer. Er sah so verstört aus, daß in der armen Klara ein unendliches Mitleid jäh aufblitzte. Sie hatte ganz ruhig und starr sein wollen, ihm alles auseinanderzusetzen und die Hand zum Abschied reichen — nun lag sie in seinen Armen und zitterte und weinte.

Er seinerseits nahm das als natürlich und selbstverständlich hin und machte keinen Versuch, sie zu beruhigen. Auf seiner Stirn stand der Angstschweiß, und in vielen rasch sich kreuzenden Gedanken überlegte er, was nun sei und nun kommen werde. Er war so aufgereggt und zitternd, daß er nach einem Halt suchte und sich niedersetzen mußte. Da kam es über Klara wie ein großer unbegreiflicher Entschluß.

„Ich habe Dir Treue geschworen, Richard, ich lasse Dich nicht. Mag da kommen was will.“

Sie hielt seine beiden Hände an ihre Brust gepreßt und stand vor ihm groß und fest und tapfer.

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Wo es stockeifrig und härbeißig zugeht, da hat die lustige Person sich sein gebühlich in eine Ecke zu verstecken. Johannes Trojan, der Redakteur des „Kladderadatsch“, berief sich nämlich in seinem Prozeß auf das uralte Recht der lustigen Person. Der öffentliche Ankläger ließ alles gelten; er rühmte die patriotische Gesinnung, das schriftstellerische Ansehen des Angeklagten; Johannes Trojan sei gewiß nicht „rother Gesinnung“ verdächtig. Allein die lustige Person mußte doch an den Paragraphen der Majestätsbeleidigung glauben.

Es ist mit der lustigen Person eine eigenthümliche Sache. Ihr Satyrschwanz begleitet alle weltgeschichtlichen Vorgänge. Sie hat sich an die Heroen und die Mächtigen dieser Erde dreist heran gewagt; und diese haben sie um so gelassener gewähren lassen, je weniger sie selbst in ihrer Kraft und in ihrem Besitz von ihr zu fürchten hatten. Standen die gesellschaftlichen Zustände fest, ging's auch der lustigen Person gut. Sie durfte hell laut aufschreien. Wurde man reizbar und empfindlich, wie heutzutage jene Gesellschaft geworden ist, die den Majestätsbegriff mit drakonischen Strafen am sichersten zu schützen glaubt, da mußte auch die lustige Person ins Loch.

Wo immer menschliche Geistesthätigkeit sich offenbarte, die lustige Person wollte mit dabei sein. In der Dichtung und Kunst aller Nationen hat sie ihr festgewurzelt Grundrecht. Selbst ein so unpoetisches, saftloses Werk wie das Drama „Der Burggraf“ von Josef Lauff, muß ihr dies Recht belassen. Auch in diesem Drama, das den Fürstengott ins Uebermenschliche steigert, wie neben ihm kaum ein zweites Werk, duldet die böse Gemahlin des Königs Richard von Cornwallis die bitteren Wiße des lustigen Raths. Sie droht ihrem Hofnarren zwar mit der Peitsche; sie läßt ihn aber nicht züchtigen.

Als im Mittelalter noch die Kirche sich vollkräftig und sicher fühlte, durfte an gewissen Feiertagen die lustige Person im Innenraum der Kirche selber die heiligen Patrone an den Wänden zupfen; und noch heute erträgt sie gern einen derben Schwanz, wo sie das Volksgemüth beherrschen darf. Da las ich jüngst ein Novellenbuch eines sehr begabten Sittenschilderers aus Südtirol, der sich Richard Breidenbrücker schreibt. In einer dieser Novellen wird erzählt, warum Hochwürden dem Anderl immer noch einen Gulden schuldet. Die Geschichte ist ein typischer Schwanz aus dem Leben in katholischen Gebirgsgemeinden. Der Expositus Mloys Rubeiner hat mitunter begehrlisch-schwache Stunden. Das ärgert die Dorfburschen und den Anderl, der vom hochwürdigen Herrn Rubeiner in heiklen Angelegenheiten öfter verwendet wird, ganz besonders; und so lauern der Anderl und sein Freund den Expositus in finsterner Nacht einmal auf und üben die Kraft ihrer Fäuste an einer Körperstelle des Herrn Rubeiner, wo das Fleisch am stärksten ist. Die Sache ist fatal, und Herr Rubeiner zieht den Anderl ins Vertrauen und verspricht ihm einen Gulden, wenn er den Thäter ermittelt. Der Anderl ist außerhalb seines Dorfes zur Weichte gegangen, denn am Ende war sein Gewissen schwer bedrückt, aber den Gulden hat er sich nie verdient.

Volksschwänke dieser Art gehen von Mund zu Mund; niemand fählt sich ernstlich verletzt, niemand nimmt sie übel; und die Klerisei waltet darum trotzdem wie souverän auf den Dörfern im glaubensstarken Landel Tirol.

Selbst im Starr-autokratischen Rußland durfte Gogol die Post vom Revisor schreiben; man lacht über die Horde bestochener Beamten, man lacht bis zu Thränen in den russischen Komödienhäusern. In den Schulen wird der Revisor gelesen. So fest gegründet in ihrer Macht hat sich die herrschende Gesellschaft in Rußland gefühlt, daß sie selbst, die tief getroffen war, ins Gelächter der lustigen Person aus herzlichste einstimme. Ob sie's heute noch thäte, wenn heute ein neuer Gogol anstünde?

Nicht der mächtige Ernst, nicht das große Pathos, nicht einmal die absolute Gewalt Herrschaft sind so sehr die Feinde der lustigen Person, als das ängstliche Mißbehagen bei wartenden Gesellschaftszuständen. Wie dies Mißbehagen sich krampfhaft entwickeln kann, das durfte man an einer nebensächlichen, aber doch sehr bezeichnenden Erscheinung beobachten. Der Bildhauer Professor Manzel, Mitglied des Senats der Akademie, durfte nicht als Sachverständiger in dem Prozeß wider den „Kladderadatsch“ erscheinen. (Manzel war selbst lange Zeit Karrikaturen-Zeichner.) Manzel ist Lehrer an der kunstgewerblichen Schule; und nicht einmal als Sachverständiger durfte er sein Zeugniß ablegen. Die vorge setzte Behörde verbot es. Wie leicht konnte Manzel für die lustige Person ausfragen, er, ein Mann in Amt und Würden! — Und das geschieht im Bereich des Ministers für den freien Geist! Wenn er doch die Wort nicht gesprochen hätte! Es paßt so schlecht zu dem Geiste, der selbst den Schall verfolgt und haßt.

Uns allen aber thäte heutzutage das befreiende Lachen so wohl! Denn bitterböse wird die Wirklichkeit und sie erschafft sich die härtesten Kontraste, die man sich denken kann. In dem herrlichen Venedig, dem Märchengebilde aus Stein, herrscht eben der kräftigste Mangel. Auf dem Markusplatz erneuert sich allabendlich ein Wunder der Schönheit. Eine Fluth von Licht ergießt sich über herrliche Paläste, über die Markusstufentritte und das farbenbunte Pflaster des Platzes, über den man, wie über den Boden eines Prachisaales schreitet. Hier strömen im Nachwinter und im ersten Frühjahr die Fremden zusammen; hier promenirt man und horcht auf die Klänge der Militärkapelle; ein ewiges Summen und Surren, ein ewiges Flaniren; man meint, der Himmel hänge voller Seigen. Und durch die kleinen Gäßchen an den Kanälen schreitet ein unheimlich fahles Gespenst; der nackte Hunger. Er war in den letzten Jahrzehnten immer in Venedig zu Hause; in der Stadt der verfallenden Paläste, an der Stätte romantischen Abglanzes vergangener großer Zeit sah man die Noth in hundertsachen Gestalten; und mancher Italiensfahrer gerieth außer sich vor Entrüstung, wenn ihm ein bettelndes Mädchen oft einige Minuten lang folgte, und ihn in dem einsörmig-klagenden Tonsfall um ein Almosen an sprach. Man denke nur, solche Zudringlichkeit! Als ob es wirklich ein Vergnügen wäre, durch die Gassen zu jagen, ununterbrochen zu winkeln, um dann und wann einen kupfernen Soldo zu erjagen!

In diesem verarmten Venedig nun ist der Brotpreis ganz unglaublich gestiegen. Das Kilogramm wurde in den letzten Tagen um 54 Centesimi theurer; das Pfund Brot kostet also um rund 20 Pf. mehr. So schlimm stand es schon lange nicht. Vor fünfzig Jahren war Italien vom Freudenrausch befallen. Der ärgste Peiniger war gezwungen worden, eine Verfassung zu geben. Die politische Despotie hatte auch wirtschaftlich zerstört. Die kleinstaatlichen Hofs halten verschlungen, das allgemeine Mißtrauen, das zum verwegentesten Spitzelsystem auf der einen und zu ewigen geheimen Verschwörungen auf der anderen Seite führte, lähmte die wirtschaftlichen Kräfte. Das stolze Italien durfte wieder aufathmen. Und heute nach fünfzig Jahren brennt auf dem Gesellschaftskörper Italiens die sizilianische Schmach. In der Provinz, die einstmal die herrlichste war von allen, ein sonniger Garten und ein üppiges Kornfeld, begegnet man heute der tiefsten proletarischen Verklümmung. Ein ganzes Volk schmachtet im Elend. Und im übrigen Italien regen sich die Hungerkrawalle. Das venetianische Friaul ist schon halb entvölkert. Es zerstreut seine Leute über halb Europa und entfendet sie als herabdrückende Mitbewerber von Arbeitern, die sich schon zu höherer Lebenshaltung emporgerungen haben. Auf die Granbänder Alpen und über die karinhischen Berge wird das magere italienische Vieh getrieben, um in der Fremde die fette Weide zu finden, die es in der verwüsteten Heimath nicht finden kann. Wer jemals auf einer Berghöhe am Südbahngang der venetianischen Alpen gestanden hat und den trunkenen Blick über die Gefilde von Bassano bis gegen Venedig hin schweifen ließ, wer diese Ebene sah, von der es scheint, als sei ein Segen über sie niedergebrochen; man kann die hochanfragenden Glockenthürme, die neben den Kirchen aus dem Erdboden aufsteigen, nicht mehr zählen und in der Ferne, wie im blauen Nebel verschwimmend, liegen die Lagunen da, recht sich Venedig empor! Man möchte meinen, hier müßte eine ewige Feierlichkeit sein; hier müßte ein Festtag den anderen ablösen; und all dieser berauschende Glanz birgt eine erbärmliche Lüge. Die entseßliche soziale Mißwirtschaft hat grausam verwüßt, und durch die engen Fleete von Venedig schleicht das Hungergespenst; eben da man sich zur neu erwachenden Fremdenaison rüstet, und da die Stadtbehörden von Venedig keine schwereren Sorgen kennen, als die Frage, welches neue Spektakel soll man bieten, als Lockspeise für die Begüterten, „stranzieri“, für die Reisenden mit gefüllter Börse. Die Mehrheit von ihnen ist doch zu stumpf und zu unwissend, um die Schönheit, wie sie geworden ist, auf sich wirken zu lassen; man muß ihnen ein bengalisches Feuer anzünden, damit sie ihre Augen aufreißen und durch das Mittel der Sensation einen Schimmer des traumhaften Zaubers erfassen, der sie umgiebt.

Alpha.

Kleines Feuilleton.

— Wie wachsen die Kinder? Zur Beantwortung dieser Frage wird dem „Frl. Generalanz“ von einem ärztlichen Mitarbeiter geschrieben: Auf den ersten Blick erscheint es höchst einfach,

das Wachstum von Kindern zu ermitteln. Wenn man sie in angemessenen Zeiträumen wiegt und mißt und von den sich ergebenden Zahlen immer die früheren abzieht, so erhält man, wie viele glauben, ohne weiteres die Wachstumszahlen, zumal wenn sich ein Kind „regelmäßig entwickelt“. Ein einfacher Versuch genügt, diesen Glauben zu erschüttern. Wiegt und mißt man ein zehnjähriges Kind abends unmittelbar vor dem Schlafengehen und morgens unmittelbar nach dem Aufstehen, so wird am Morgen sein Gewicht etwa 700 Gramm (binahe 1½ Pfund) weniger, seine Länge zwei Zentimeter mehr betragen als am Abend vorher. Das Wachstum geht eben vor sich nach den uns nur unvollkommen bekannten Gesetzen der Entwicklungs-geschichte. Im großen und leicht erkenntlich tritt die Wirkung dieser Gesetze hervor, wenn man das Wachstum der verschiedenen Thierklassen mit einander, oder das Wachstum des Kindes mit demjenigen von höheren Thieren vergleicht. So braucht das neugeborene Kind, um sein Gewicht zu verdoppeln, ebenso viele Monate, als das neugeborene Kalb Wochen. Aber es giebt noch zahlreiche andere Ursachen, welche auf Gewicht und Wachstum fördernd oder hemmend einwirken. Hierzu zwei Beispiele: Ein sechsjähriges Kind hat ein Jahreswachstum von ungefähr vier Pfund, also ein mittleres monatliches Wachstum von 1/3 Pfund. Wenn ein solches in den ersten warmen Frühlingstagen viele Stunden bei lebhafter Bewegung im Freien zubringt, erleidet es einen dauernden erheblichen Gewichtsverlust, da es durch Haut und Lunge unverhältnißmäßig viel Wasser abgiebt und den Verlust durch Trinken nicht genügend ersetzt. Daher wird die Wachstumszahl des Kindes für den betreffenden Monat viel kleiner ausfallen, als dem wirklichen Wachstum entspricht, vielleicht sogar negativ werden, das heißt, das Kind wird weniger wiegen wie im vorhergehenden Monat, obgleich seine sämtlichen Organe gleichmäßig weiter gewachsen sind. Ferner: die Stadtkinder, welche in sogenannte Ferienkolonien gehen, erfahren in den wenigen Wochen ihres Landaufenthalts meist eine erhebliche Gewichtszunahme, bis sie dieselbe aber nach kurzer Zeit wieder ein, wenn sie in ihre früheren Verhältnisse zurückkehren. Hier handelt es sich offenbar nicht um plötzliches Wachstum, sondern um eine Art von Mästung. Beim allgemeinen Vergleichen des Wachstums der Säuglinge kann man stets ein Zurückbleiben der künstlich Ernährten konstatiren. Eine Hemmung überhaupt tritt ein gegen Ende des dritten Vierteljahres, welche wohl der Zahnentwicklung zuzuschreiben ist. —

Theater.

Goethe-Theater. „Berliner Spezialitäten“ ist ein neues Volkstück benannt, das am Freitag im Goethe-Theater des Herrn Brasch zum ersten Male aufgeführt wurde. Als Verfasser zeichnet Ludwig Fernand. Das ist ein Pseudonym. Seit einmal jemand auf den Einfall kam, einem Roman den sensationellen Titel: „Und Bebel sprach“ zu geben, meint jeder August, mit den Worten „Und Bebel sprach“ ließe sich gut leben. Herr Fernand also bringt ebenfalls einen Arbeiter, der sich auf Bebel beruft, von „die veränderte Weltordnung“ und vom „großen Kladderadatsch“ spricht, im übrigen lieber pumpt als arbeitet und immerzu streift. Herr Fernand möchte aber auch nicht gern einseitig erscheinen und so findet er auch Kompletztropfen, in denen mit vielem sentimentalen Jammer das nächtliche Großstadtleben dem nächtlichen Großstadtübermuth bei Champagner und Tanz gegenübergestellt wird. Herr Fernand ist also doch so herablassend, mit gnädigem, geistigen Almosen der sozialen Nothlage beizustehen. Nur macht sein Spötteln, weil es der Ausdruck ehrlicher Unkenntniß ist, einen wohlthätigeren Eindruck, als sein Sympathie. Im übrigen ist das Volkstück „Berliner Spezialitäten“ ein richtiges Schauspielstück, das heißt, es leht sich aus alten Theatererinnerungen zusammen, wie sie im Geiste von Komödianten gern haften bleiben. Ein übermüthiger Bankier verleitet ein Schneiderfräulein auf Abwege, der Bankier wird durch seine wüste Verschwendung an den Rand des Ruins gedrängt; Fräulein Paula bekennt sich auf ihre Ehre, hoffentlich hat sie nicht ganz Bankrott erlitten und heirathet den Arbeiter, der von seiner Bebel-Schwärmerei geheilt wird, nicht mehr vom Achtstundentag fafelt, sondern froh ist, wenn er für sich und für die Seinen bis nach Mitternacht schaffen kann. Ich habe den Schluß der Komödie nicht abgewartet. — Nicht ohne Anmuth gab Fräulein Grete Gallus das Schneiderfräulein; aber vordem, am Ballner-Theater, war diese Schauspielerin frischer in resoluten, Berlinerischen Gestalten. —

c. Volksvorstellungen im Gothaer Hoftheater. Im Gotha'schen Landtage hatte der Abgeordnete Bod zehn Volksvorstellungen mit billigen Eintrittspreisen im Verlaufe jeder Spielzeit des Hoftheaters gefordert. Eine Zeit lang hatte man sich gesträubt, jetzt endlich ist man dem Verlangen nachgegeben und hat 7 Vorstellungen (3 Opern und 4 dramatische Stücke) bewilligt. Die Vertheilung der Biletts geschieht durch die Krankenkassen; die Arbeiter erhalten eine Anweisung, die sie zum Auslosen eines Biletts berechtigt. Es giebt nur einen Eintrittspreis: 40 Pf. Am letzten Sonntag war die erste Vorstellung; man gab die „Journalisten“. Das Theater war schon acht Tage vorher ausverkauft. —

Musik.

-er-Theater und Konzerte. Das Opernhaus hat mit einer schließlichen Reinszenirung von Vorhings „Czar und Zimmermann“ die Repertoirfähigkeit dieses wirklich komischen Wertes wieder einmal erwiesen. Die Oper war mit weit

eindringlicherem Ernste, als er sonst abgethanen Repertoir-Ansichtigkeiten zugewendet wird, einstudirt worden und gab vor Allem einem Gaste, Herrn Rebe aus Karlsruhe, Gelegenheit, als van Belt ursprüngliche komische Kraft und für einen Bajazzo hinreichende Stimmittel und Gesangskunst zu zeigen. —

Das 7. philharmonische Konzert sicherte sich durch die Mitwirkung Pablo de Sarasate's erhöhtes Interesse. Ist dieser spanische Violinvirtuose auch seit seinem ersten Erscheinen, da er sich der Kunstwelt vor 25 Jahren als in sich fertige Individualität vorstellte, kein anderer, vor allem kein rein musikalisch Bedeutenderer geworden, so ist dieses Vierteljahrhundert auch an der Fülle seiner pikanten Vortragseigenheiten, an den Schattirungen seines süßen Tones und seiner mit allen Schwierigkeiten spielenden Technik spurlos vorübergegangen. Aus seinem etwas schwächtigen Repertoir hatte er diesmal das 2. Bruchstücke Konzert gewählt, dem es nicht an gewisser musikalischer Eigenhüchlichkeit, wohl aber an Zulänglichkeit gehaltvoller Motive fehlt. Sekundäre Vorzüge werden da in raffinierte Beleuchtung gesetzt; es ist ein krankes, unwahres Stück. Für das bekannte a-moll-Rondo von Saint-Saens mit seiner Ballettgrazie, der kunstreich zugespitzten Rhythmik und trivialen technischen Zurschaustellung dünkte uns Sarasate zu gut. Aus dem Programme, welches Beethoven's Egmont-Ouvertüre und Brahms' 2. Symphonie enthielt, ragten die drei genial konzipirten Orchesterstücke aus der „Damnation de Faust“ von Berlioz durch poetische Anmuth, schwingvolle Energie und pathetische Leidenschaftlichkeit hervor. Die imposante Inspirationsfähigkeit des großen französischen Orchesterkoloristen kommen in diesem „Mennet der Zerrichter“, „Sylphentanz“ und „Naloczny-Marsch“ zur glänzendsten Aussprache; und Nikisch hatte die drei Sachen mit solch zündender Unmittelbarkeit herabgebracht, daß der „Sylphentanz“ wiederholt werden mußte. — Frederik Lamond ist ein geistig tiefgründiger Beethoven-Pianist, dessen künstlerischer Ernst bis zu verschlossener Herbitheit gesteigert erscheint. Er spielte die letzten Sonaten, denen vielleicht die bestimmtesten Züge des Titanen eingeprägt sind, mit stärkster Eigenempfindung und plastisch vollendeter Technik. Er hat dem Klavier fast alles abgerungen, was es zu bieten vermag; und vermißt man eines an dem seltsamen Künstler, so ist es die Anmuth, welche dem Hörer die höchsten Schöpfungen wie ein gefälliges Tonspiel ins Ohr schmeichelt. Lamond's Gegenpiel ist Anton Förster. Er produziert ausschließlich kalte, glänzende, langweilige Virtuosität, welche alle diejenigen bewundern, denen Musik nur eine unbegrenzt rasche Folge von Noten bedeutet. Er hat so geringe Pietät, daß er selbst Beethoven's c-moll-Sonate (Op. 111) als Geschwindigkeits-Relordpianist traktirte. — Die Mäcenatschaften übergeschäftiger Reklame haben auch die Leistungen der Brüsseler Opernsängerin Elise Kutschera geschädigt. Mit ihrer aus Ernst und Gewissenhaftigkeit basirten Kunstpraxis weiß diese Sängerin mit großen Bruchstücken aus Wagner's Lendramen technisch fertig zu werden; aber nur mit den Begehren der Bühne, die ja ihre Heimath ist, wird die Künstlerin den Geduldaufrwand des Publikums halbwegs würdig entlohnen können. — Der dänische Hofopernsänger Nordal Brun ist ein Tenor, dem seine dänischen Freunde gewiß warmes Interesse entgegenbringen. Hier hat seine naturalistische Singfertigkeit, welche das Gelingen als glücklichen Zufall betrachtet, stille Heiterkeit erregt. —

Kunstgewerbe.

— **Glasmosaik** für ein Geschäftshaus in Halle sind augenblicklich im Lichthof des Kunstgewerbemuseums ausgestellt. Es sind Erzeugnisse der deutschen Glasmosaik-Gesellschaft von Puhl und Wegner in Rixdorf, nach Entwürfen von Max Seliger. Sie beanspruchen ein besonders Interesse, da Glasmosaik sonst nur noch in Venedig von Salviati zur Füllung von Fensterbogen und größeren Flächen hergestellt werden, während man sich in Rom und Florenz auf die Anfertigung von Schmucksachen und kleinen Gemälden beschränkt. Ferner kommt bei den ausgestellten Glasmosaik in betracht, daß zum ersten Male mit diesem Material in moderner Weise gearbeitet wurde. Während wir an dem Kaufhaus, Ecke der Leipziger- und Wilhelmstraße, noch die übermäßige Buntheit der früheren Arbeiten erkennen können, fällt bei den neuen Glasmosaik eine weise Beschränkung, eine überlegene Beherrschung der Farbe auf. Bei den zwölf Bildern des Thierkreises ist meist mit kräftiger Zeichnung eine mäßige Färbung verbunden, die namentlich bei dem Schügen, dem Widder und dem Wassermann angenehm zu nennen ist. Von den drei großen Mosaiken, die ebenso wie die Bilder des Thierkreises zu Füllungen von Fensterbogen dienen sollen, haben die Schwäne im Schilf eine ornamental wirkende Zeichnung und leuchtende Farbe. Trotzdem die Mosaiken nur von der Rückseite zu sehen sind, ist die Ansicht nicht schlechter als von der Vorderseite, da sie aus Glasstiften zusammengestellt sind, die eine durchgehende gleiche Farbe haben; nur die Goldstifte mußten provisorisch bronziert werden. —

Aus dem Thierleben.

— Die Riesenschlangen sind nach einem Aufsatze des Zoologen Dr. Fr. Werner in Wien weitans die begabtesten ihrer Sippe. Bei dem großen Publikum sind sie durch die Vorstellungen der Schlangenkundigerinnen und die gruseligsten Erzählungen über sie die „beliebtesten“. Das „gruseligste“ ist die Bezauberung ihrer armen Opfer durch ihren starren Blick, der diese unfähig macht, ihnen zu entfliehen. In Wirklichkeit kümmern sich aber beide zuerst gar nicht

um einander. Die Kaninchen zum Beispiel, die man ihnen in den Käfig setzt, spielen ungenirt um sie herum, springen auf sie, beschimpfen sie u. s. w., bis plötzlich die Schlange eines erfaßt, bizarrlich umwindet und erstickt. Hierbei bleiben die Knochen des Kaninchens gänzlich unverändert, während allerdings innere Verletzungen oft vorkommen. Die Fäähmung der Niesenschlangen ist nur eine scheinbare. Manche Arten sind wegen ihrer Wildheit zu Vorstellungen durchaus unbrauchbar; diejenigen, die vorgeführt werden, sind junge Individuen träger Arten, die durch reichliches Futter und Mangel an Bewegung in einen Zustand unsäglicher Faulheit gerathen sind, die alles mit sich machen lassen und die durch das fortwährende Vorzeigen und Herumtragen zu langweiligen Schläuchen geworden sind.“ Giftig ist keine Niesenschlange. Die Kraft und Gewandtheit dieser Thiere ist eine unglückliche. In den Gden eines Zimmers vermögen sie bis zur Decke emporzuklettern, und an einem Nagel können sie sich so festhalten, daß ein Mann sie kaum losbringt. Dabei bewegen sie sich zwischen den Pfanzen eines Vivariums so geschickt, daß sie keine beschädigen, während unsere Ringelnatter diese sehr leicht knickt und vernichtet. Ueberhaupt gehen sie mit ihren Kräften sehr haus-hälterisch um, und die Fabeln von ihren Kämpfen mit Tigern, Wölfen u. s. w. sind eitel Phantasie. Kein Nandthier wagt eine Niesenschlange anzugreifen, und diese wiederum haben zu umgekehrtem auch keine Veranlassung; sie begnügen sich mit kleiner, leicht zu bewältigender Beute, von Kaninchen- bzw. Tauben- oder Hühnergröße. Nach 1-4 Tagen ist ein solches Thier verdaut, nach längstens 14 Tagen auch das größte. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Flora der heißen Quellen des Yellow-Stone-Parks, deren Temperatur sich bis 80 und 92 Grad erhebt, ist neuerdings von Bradley M. Davis studirt worden, der darüber in „Science“ Bericht erstattete. Sie besteht hauptsächlich aus Algen, welche Krusten und Membranen von gelber oder grüner Farbe in dem Wasser bilden und an den Wänden der Bassins und deren Ausflüssen haften. In den Wässern, welche 40 bis 50 Grad zeigen, begegnet man Algen der verschiedensten Färbungen: rothe, braune und grüne. Dagegen herrschen in den Quellen von 55 bis 65 Grad die grünen Algen stark vor, und ihr Ton ist smaragdgrün, aber in den noch heißeren Wässern bleicht die Farbe und in solchen von 80 Grad fanden sich nur noch hellgelbe Algen. In noch heißeren Quellen sah er nur noch weißliche, seidenartige Fäden und über 85 Grad hinaus fehlten lebende Formen gänzlich. Die bei 85 Grad lebenden Algen bilden kleine Nasen aus gelatinösen Fäden, deren Oberfläche gänzlich mit kleinen Schwefelkrystallen besät ist. Die gelatinösen Fäden selbst zeigen bei starker Vergrößerung Reihen von Bakterien in Stäbchenform. Sie wurden als vermuthlich der Gattung Beggiatoa angehörig betrachtet. —

Bergbau.

— Im Saar-Kohlengebiet, unweit der preussisch-psälzischen Grenze, befindet sich der sogenannte „brennende Berg“, ein Hügel, in dessen Innerem ein Steinkohlenflöz vor vielen Jahren, vielleicht durch einen Blizstrahl oder ein Hirtenfeuer, in Brand gerathen ist. Die unter der Erde weiteressende Gluth, die bis jetzt allen angestellten energischen Löschversuchen gespottet hat, giebt sich auch durch aus dem Boden dringende Rauchsäulen und die hohe Bodentemperatur äußerlich zu erkennen. Der Berg ist die größte und merkwürdigste Sehenswürdigkeit der Gegend und wird auch von Touristen, besonders Geologen, viel besucht. Wie der „V. B. Z.“ berichtet wird, hat sich der Feuerherd plötzlich einen weiteren Ausgang geschaffen, und zwar zwischen Dudweiler und Neuweiler am Bergmannspfad. Die neue Ausbruchsstelle, die dicht unter einem Baume ist, stößt eine Rauchsäule aus. An einer Ausbruchsstelle am Weiher ist eine starke Buche eingestürzt. Bei näherer Besichtigung zeigte sich, daß die Wurzeln verbrannt waren. —

Technisches.

t. Getrocknete Milch und festes Petroleum. In neuester Zeit wurden verschiedene Versuche gemacht, zwei der wichtigsten Stoffe für den täglichen Gebrauch des Menschen aus der flüssigen in eine feste Form überzuführen, in welcher sie bequemer zu handhaben und außerdem weniger leicht dem Verderben ausgesetzt sind; der eine dieser Stoffe ist die Milch, der andere das Petroleum. In einer der letzten Sitzungen des Vereins deutscher Chemiker legte Professor Dr. Baumert den Versammelten ein Pulver von gelblich-weißer Farbe vor, das äußerlich etwa einem etwas groben Roggenmehl glich. Dieses Pulver ist nichts anderes, als Milch in festem Zustande, bei welcher der Wassergehalt, der bei der normalen Milch 88 pCt. beträgt, auf 3 pCt. vermindert war. Diese getrocknete Milch enthält etwa 95 pCt. feste Substanz, wovon unter 25 pCt. Eiweiß, ebensoviele Fett, etwas über 5 pCt. Nische und etwa 40 pCt. Milchzucker; die Milch ist in diesem Zustande annähernd auf das Zehnfache konzentriert. Das Besreiben geht natürlich dahin, womöglich ein Erzeugniß herzustellen, das man einfach in einer bestimmten Menge in Wasser auflösen braucht, um eine Flüssigkeit zu erhalten, welche frischer Milch gleicht. Vorläufig ist dieses Ziel noch nicht

erreicht, denn die Auflösung des Pulvers ergibt weder mit reinem Wasser noch mit einer schwachen Kochsalzlösung einer frischer Milch wirklich ähnliche Flüssigkeit. Dagegen war Professor Baumert von der Verwendbarkeit der getrockneten Milch überzeugt, für alle die Fälle, wo es sich sonst um einen Zusatz von frischer Milch zu anderen Stoffen handelt, also z. B. zu Kaffee, Kakao u. s. w. Es werden übrigens auch bereits Plätzchen hergestellt, welche aus getrockneter Milch mit einem Zusatz von Zucker und Chokolade bestehen und vielleicht bald einen gesunden und nahrhaften Vederhappen für unsere Kleinen bilden werden. — Nicht weniger wichtig erscheint das von Kohlenhofer erfundene Verfahren zur Verwandlung von Petroleumresten in ein billiges Brennmaterial von fester Form. Dieses „feste Petroleum“ wird auf folgende Weise hergestellt: Man erhitzt bei Ausschluß der Luft oder in überhitztem Dampfe eine Mischung von 10 Theilen Sodalauge, 10 Theilen Fettstoff (z. B. Unschlitt, Palmöl u. a.) und 80 Theilen Petroleum und kocht das Ganze eine Stunde lang, jedoch so, daß die Temperatur niedriger sein muß, als der Siedepunkt des Petroleums. Bei der Verseifung der Masse werden große Mengen flüchtigen Oeles festgehalten, und die Masse hat nach dem Erkalten das Aussehen und die Beschaffenheit von festem Talg. Man kann derselben auch Kohlenstaub, Holzspähne und Rehricht einverleiben. Wünscht man ein weniger festes Erzeugniß, so nimmt man statt des Fettes Harz oder Harzsäure. Dieser Stoff, der seiner Billigkeit wegen vielleicht bald in unseren Haushaltungen eine große Rolle spielen wird, enthält mehr als 90 pCt. Brennmaterial und giebt weniger als 5 pCt. Asche bzw. feste Rückstände. —

Humoristisches.

— Ordnung muß sein. In W... haben die zahlreich dort anässigen Landsteute einen „Steirerverein“ gegründet, der in seinen allmonatlichen „Vergnügungs-Abenden“ heimische Art und Sitte in urwüchziger Weise zur Geltung bringt; sie wollen sich auch im fremden Lande als echte und rechte Steirer fühlen. Daß es bei den Ausschüßstungen und „Unterhaltungs-Abenden“ selten ohne eine kleine Prägerei abgeht, liegt eben im richtigen Steirerblut.

Eines Abends nun hat der Musikantenfessel den Stierbodenfranzl als Gast mitgebracht. Es war so recht gemüthlich gerade an dem Tag; gesungen und gejedelt haben die Leute, und zum Schluß — fangen sie wie gewöhnlich an zum Kaufen. Wie das der Stierbodenfranzl sieht, wirft er den Rock weg und will mitten hinein ins Gedränge. Aber fehlgeschossen! Kaum hat er die Faust erhoben, da packt ihn von der einen Seite der Vereinskassier, von der anderen der Obmann.

„Dös giebt's net!“ schreit der Vorstand, „g'raust wird bloß unter d' Vereinsmitglieder!“

Einen Moment zögert der Franzl, dann — wirft er zwei Gulden dem Kassier zu. „Einschreib'n — da is mein Beitrag!“ Im nächsten Moment hat er auch schon den Obmann erwischt, und Beide rausen nach Herzenslust. — Ja, Ordnung muß sein! —

— Gerichtssaal-Blüthe. Vorsitzender (die Schwurpflichtigen über den abzuleistenden Eid belehrend und verwarnend): „Es ist Verdadht vorhanden, daß Sie mit Ihrem Schwager in ein gemeinsames Horn geblasen haben, um damit dem Gegner Sand in die Augen zu streuen.“ — („Flieg. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— Sein siebenundzwanzigstes Kind, eine Tochter, hat dieser Tage ein Chauffeevorarbeiter in Lubichow verheirathet. Der Mann hatte drei Frauen. 24 Kinder sind am Leben und jetzt alle verheirathet. —

— In Iserlohn hat ein 70jähriger Mann während eines Bautes seiner gleichaltrigen Frau mit einer Kaffeekanne die Schädeldede eingeschlagen. Die Frau ist gleich darauf gestorben. —

— In München schlug ein Wagner im Horn seinen achtjährigen Sohn mit zwei Weihieben nieder und tödtete sich dann selbst durch Ausschneiden der Pulsader und Erhängen. —

— Auf der Klinik des Professors Reusser in Wien ist ein Verfahren entdeckt worden, vermöge dessen man mittels Röntgenstrahlen auch in Koppvarthien Fremdkörper mit vollster Sicherheit auffinden kann. —

— In Budapest hat sich der Bahn- und Schifffahrts-Oberinspektor Laban erschossen. —

— Das „Thurgauer Tagblatt“ erzählt von einem 94jährigen Greis, der in Stettfurt als Schuhmacher noch den Hammer schwingt und den Priem handhabt. —

c. e. Im tiefen Walde auf dem Ural wurde ein Dorfentdeckt, von dem die „Obrigkeit“ bisher keine Ahnung hatte. Die Bewohner sprachen ein so verdorbenes Russisch, daß man nur mit großer Mühe erfassen konnte, daß sie Nachkommen der aus Sibirien geflüchteten Naskolniken seien. —

— Im letzten Jahre sind in London 3500 Feuersbrünste vorgekommen. Davon werden 168 als Großfeuer und die übrigen 3332 als Kleinfeuer bezeichnet. Bei 71 Feuersbrünsten war ein Verlust von Menschenleben zu beklagen. Im Ganzen sind im vergangenen Jahre 87 Personen in den Flammen ungelommen. —